

Nils Langer

Sprechereinstellungen zur Zielsprache im britischen und irischen DaF-Unterricht¹

1. Einführung

Wenn wir von Laienlinguistik sprechen, dann meinen wir in der Regel die Untersuchung der Stimmen derjenigen, die nicht sprachwissenschaftlich ausgebildet sind. Es gibt aber Gruppen, die trotz einer solchen Ausbildung und trotz einer reflektierten und reflektierenden Beschäftigung mit Sprache sehr wohl „Folk-linguistic attitudes“ zu Tage bringen. In diesem Aufsatz möchte ich mich mit einer dieser Gruppen beschäftigen, und zwar mit Lehrenden und Dozierenden von Deutsch als Fremdsprache (DaF) an britischen und irischen Hochschulen.² Auf der Grundlage einer Umfrage, die ich zusammen mit Martin Durrell (Manchester) im Frühjahr 2004 durchgeführt habe, möchte ich zeigen, dass unsere InformantInnen, deren Beruf es ist, ein ‚richtiges‘ Deutsch an LernerInnen zu vermitteln, detaillierte Ansichten darüber haben, was als richtig zu gelten habe, und dass hiermit nicht alle muttersprachlichen, sondern i. d. R. hoch- und schriftsprachliche Konstruktionen und Varianten gemeint sind. Was dieser Aufsatz aber vor allem zeigt, ist, dass die Lehrenden sich keineswegs einig darüber sind, was im Sprachgebrauch der Studierenden korrekt und angemessen ist, und dass dies mit rezenten, eher theoretischen Diskussionen zur Zielsprache im DaF-Unterricht im Konflikt steht.

Dieser Aufsatz konzentriert sich auf Einstellungen zur deutschen Sprache im Fremdsprachenunterricht. Hiermit ist er eigentlich eher ein Beitrag zur Sprachnormendebatte und berührt den Kernbereich der Dialektologie wohl nur nebenbei. Die Sprachnormendebatte hat in letzter

1 Die Datengrundlage dieses Aufsatzes wurde zusammen mit Martin Durrell (Manchester) erhoben, dessen Rat und Expertise zur Thematik von unschätzbarem Wert für mein Verständnis der Problematik war und ist. Weiters danke ich Wini Davies (Aberystwyth), Stephan Elspaß (Augsburg) und Jonas Langner (Bristol) für anregende Diskussionen und Tipps. Alle Fehler und Missverständnisse, die sich trotzdem hier eingeschlichen haben, habe ich selbstverständlich allein zu verantworten.

2 Andere Gruppen sind z. B. Journalisten oder SchullehrerInnen (vgl. Davies 2001).

Zeit wieder für etwas Aufruhr gesorgt, zumindest in Fachkreisen, vor allem durch die Veröffentlichungen bzw. den unerhörten Erfolg von Bastian Sicks Kolumnen zur deutschen Sprache. Ähnliches hat sich auch in Großbritannien zugetragen, vor allem durch Bücher von Lynne Truss („Eats, shoots, and leaves“) zur Orthographie und Zeichensetzung und John Humphrys („Lost for Words“) zum allgemein schändlichen Zustand der (hier: englischen) Sprache, für den bekanntlich Jugendliche und JournalistInnen verantwortlich sind. Wirklich Neues gibt es nicht zu berichten: Experten aus der Sprachwissenschaft sind enttäuscht über den Erfolg solcher Werke, können sich aber wie immer gegen die in der Laienlinguistik vorherrschende Meinung des allgegenwärtigen Sprachverfalls nicht durchsetzen.

2. Sprachnormen im DaF-Unterricht

Interessanterweise schwappt die Diskussion über richtiges und falsches Deutsch auch in den Bereich „Deutsch als Fremdsprache“ über und das ruft natürlich mich als Auslandsgermanisten auf den Plan, denn hier trifft die soziolinguistische Akzeptanz von Sprachvariation – als Erkenntnis, dass Sprachgebrauch immer Variation bedeutet – auf das Bestreben, die Schützlinge im Sprachunterricht vor vermeintlichen Fehlern zu schützen und ihnen nur das Richtige und Gute zu vermitteln. Die Vorstellung, dass Sprachlernende zuerst und womöglich nur den hochsprachlichen Normen ausgesetzt werden sollen und dürfen, findet sich übrigens nicht nur im DaF-Unterricht, sondern auch „vor Ort“, wie folgender E-Mail-Auszug einer Bristoler Studentin belegt:

Since I've been in Freiburg there have been several occasions when some of my German friends have talked to me using their regional dialects and someone has said 'no you should talk to her in Hochdeutsch' as it seemed that this was the kind of German that they expected me to have been taught and to use. This is a situation which would never arise in England as it seems to me that we do not consciously codeswitch in such a way. (Britische Germanistikstudentin während ihres Auslandsjahres an der Universität Freiburg, Mai 2008)³

Die Studentin ist verwundert und irritiert, und der Gebrauch des Standarddeutschen wird hier zu einer ganz besonderen Art von „foreigner talk“ (Hinnenkamp 1982) reduziert. Ein alter und weit verbreiteter Grundsatz des Fremdsprachenunterrichts lautet nämlich, dass grundsätzlich eine variationslose Sprache, und zwar die prestigeträchtigste, vermit-

³ Man beachte, dass der zweite Satz in diesem Zitat Anregung zu einem weiteren Aufsatz sein könnte, denn selbstverständlich ist es keineswegs klar, ob die Verhältnisse in Großbritannien wirklich so anders sind, wie es die Studentin einschätzt.

telt werden solle, da man sonst die Lernenden in Verwirrung bringen würde. Eine Diskussion darüber, welches die Zielvarietät für Deutsche sein sollte bzw. in welchem Ausmaß es Lernenden zugetraut werden kann, mit den Varietäten und der Variantenvielfalt des Deutschen zurecht zu kommen, war dann auch Thema von elf Beiträgen in der Zeitschrift *Deutsch als Fremdsprache* (2001-2003). Lutz Götze argumentierte, dass nur die kodifizierte Hochsprache gebraucht werden könne, da einE LernerIn ja richtiges Deutsch lernen müsse, zumal „die Standardsprache in ihrer gesprochenen und geschriebenen Variante verbindlich für alle Teilnehmer der Sprachgemeinschaft ist“ (Götze 2001: 131), denn „die Vermittlung von Varianten [würde] den Weg der deutschen Sprache in die Bedeutungslosigkeit beschleunigen“ (S. 132).

Wir dürfen hier natürlich nicht alles in einen Topf werfen. Sicherlich ist es sinnvoll, den SchülerInnen und StudentInnen am Anfang möglichst wenige Parallelvarianten beizubringen, wobei sich aber auch dann schon die Frage stellt, ob es „ich bin gestanden“ oder „ich habe gestanden“ heißen soll. Uns geht es in dieser Diskussion aber vielmehr darum, ob man auch bei Fortgeschrittenen die Illusion der variationslosen deutschen Sprache weiter beibehält und damit z. B. nicht nur sozial und regional, sondern auch national markierte Varietäten wie z. B. das Österreichische als DaF-Zielsprache für untauglich erklärt (vgl. Ransmayr 2006 zur Akzeptanz des Österreichischen in Germanistikinstituten in Großbritannien, Frankreich, der Tschechischen Republik und Ungarn). Und, davon eigentlich recht unabhängig, was man denn so als die Zielsprache definiert: das Deutsch aus den kodifizierenden Grammatiken, aus den SprecherInnenmeinungen oder aus deren Sprachgebrauch (vgl. Langer 2007). Denn viele der Regeln der kodifizierten Grammatik stimmen mit dem Gebrauch (selbst) gebildeter SprecherInnen nicht überein. Demnach stellt sich sehr wohl die Frage, was ich als Lehrer (a) unterrichte und (b) als korrekt empfinde und nicht korrigiere: „wegen“ mit Dativ oder Genitiv, „weil“ mit Verbzweit- oder Verbfinalstellung, der Gebrauch von „wo“ als temporales Relativpronomen (vgl. Davies und Langer 2006 für einen historischen Überblick), aber eben auch völlig gängige, in der Praxis hochsprachliche Aussprachevarianten wie „ham“ für „haben“, „geb mir mal das Buch“ statt „gib“ oder „ich wollt noch nicht los“ statt „ich wollte noch nicht los“. Und wenn es „wenich“ heißt, dann doch wohl auch „Tach“ – oder doch lieber „wenik“ und „Taak“? Diese Varianten sind weder regionalsprachlich noch sozial markiert, sondern können und sollten einfach als gesprochenes Standarddeutsch bezeichnet werden (Durrell 1999, 2007).

Rufe nach einer Einbettung der „tatsächlichen Verwendung mündlicher Sprache“ (Günthner 2002: 73) in den DaF-Unterricht weist Götze jedoch zurück, da es hier

um das Vermitteln der Standardsprache, im Regelfall in ihrer geschriebenen Form [geht]. Alltagssprachliche Dialoge sollen durchaus daneben präsentiert werden, doch lediglich um des Verstehens willen, keineswegs also für den aktiven Gebrauch“ (Götze 2003: 132).

Für Durrell (2004) ist dies besonders bedenklich, denn so erwerben ausländische DeutschlerInnen in erster Linie ein Register, das allein zu Sprachsituationen passt, an denen sie sehr selten aktiv teilhaben werden, nämlich das des formellen Schrifttums und öffentlicher Vorträge. Für Durrell sollte es eigentlich umgekehrt zugehen: (Britische) SchülerInnen und StudentInnen sollten das formelle Register passiv lernen, wohingegen sie aktiv zunächst solche Deutschkenntnisse erwerben sollten, die es ihnen ermöglichen, sich mit gleichaltrigen Deutschsprachigen zu unterhalten. Nichtsdestotrotz plädiert Adamcová allein schon aus pädagogischen Gründen dafür, dass die Zielsprache sich an der Standardaussprache orientieren müsse, also an der „nicht nachlässige[n] Alltagsaussprache der gebildeten Mittelschicht“ (Adamcová 2007: 10), da es realitätsfern sei, „mehrere Standardvarietäten gleichberechtigt im DaF-Unterricht zu behandeln“ (S. 12).

In unserer Umfrage zu Sprachvariation im DaF-Unterricht an britischen und irischen Hochschulen ging es deshalb darum herauszufinden, ob diese Position zur monozentrischen, variationslosen Zielsprache unter DaFlerInnen üblich ist. Diese Diskussion wurde auch in allerjüngster Zeit in der Fachzeitschrift *Info DaF* geführt, in der eine Rezension zu Bastian Sicks *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* (Teil 1 und 2) erschien, die Sicks Werke als besonders empfehlenswert für NichtmuttersprachlerInnen einschätzte, da sie auf „eine unterhaltsame Art und Weise [...] Grammatik [...] vertiefe[...] und auf die Fehlbarkeit [, N. L.] der Muttersprachler“ hinweise (Hammer 2007: 306).⁴ Die Sprachwissenschaftler Maitz und Elspaß (2007) zeigten sich erstaunt darüber, dass eine Fachzeitschrift für DaF eine positive Rezension zu Sick veröffentlichte. Sie sind der Auffassung, dass Sick (2004/2005) keineswegs empfehlenswert sei, da er von einer „spracharistokratischen vorwissenschaftlich-normativen Haltung“ ausgehe (Maitz & Elspaß 2007: 516), die die Komplexitäten von Sprache auf eine realitätsferne Homogenität bzw. Uniformität reduziere. Dies gelte erst recht für den DaF-Unterricht. Sick zeige eine „ausgesprochene Intoleranz gegenüber Varianten des Deutschen [...], die er im Regelapparat seines Idiolekts oder beim schnellen Blick in den Duden nicht orten kann.“ Man könne sich als DaFlerIn am Zwiebelfisch von Bastian Sick „erfreuen oder auch

4 Dass die Rezensentin mit ihrer Meinung nicht alleine dasteht, erkennt man an dem überwältigenden kommerziellen Erfolg dieser Veröffentlichungen, deren Beliebtheit man z. B. auch in den LeserInnenrezensionen in www.libri.de nachvollziehen kann. Das bedeutet natürlich nicht, dass diese Bücher lehrreich oder sinnvoll sind.

sich über ihn [...] ärgern“ (S. 524). Aber der Abdruck einer unkritischen Rezension, in der Sick nicht nur empfohlen, „sondern geradezu als Lehrwerk behandelt“ wird, in einer ernstzunehmenden Fachzeitschrift sei nicht akzeptabel, da „die Bücher Sicks aus sprachdidaktischer Sicht [...] untauglich und aus sprachaufklärerischer Sicht [...] kontraproduktiv“ seien (S. 524).

Dies alles ist natürlich überhaupt nicht spektakulär. Die Tatsache, dass sich laienlinguistische Vorstellungen von der Fachmeinung in Bezug auf die Bewertung von Variation und Wandel unterscheiden, ist wohlbekannt. Und dass die Fachleute es trotz eingehender Studien und ausführlicher Diskussionen sowohl in der Lehre als auch beim Dinner und Rotwein trotzdem nicht schaffen, die Laienlinguistik – zu der wir außerhalb dieser Räume ja auch gehören – von der Unsinnigkeit der Bewertung von Sprachwandel zu überzeugen, ist auch nicht neu. So wurde ich zum Beispiel im Oktober 2007 vom irischen Germanistenverband dazu eingeladen, doch einmal darüber zu berichten, inwieweit sich das neue Deutschland vor allem im Bereich Sprachverfall verändert habe, und die Enttäuschung und Verwunderung war deutlich zu spüren, als ich den Anwesenden bekannt geben musste, dass es sprachlich keine nennenswerten Veränderungen seit 1990 gegeben habe – so dass es sprachlich gar kein neues Deutschland gebe – und dass überhaupt die Idee des Sprachverfalls als solches einfach nicht angemessen sei.

Bemerkenswerterweise wurde die Replik von Maitz und Elspaß (2007) von Werner Roggausch, Leiter der DaF-Abteilung des DAAD, kritisch beantwortet. Er bemängelte, dass die Beschränkung der Sprachwissenschaftler auf das, „was positiv der Fall, nachweisbar und faktisch ist“ (Roggausch 2007: 529), zur Banalität und Belanglosigkeit führe, denn es seien doch gerade „unsere Universitäten und besten Wissenschaftler [, die] zur Definition begründeter humaner und anspruchsvoller Normen etwas beitragen [sollten]“ (S. 529). Mit diesen Normen meint Roggausch die Normen der Standardsprache, die derzeit von „gesamtgemeinschaftlichen Verwahrlosungstendenzen“ (S. 528) betroffen sei, so dass die „gesamtschaftlichen Eliten“ den Anspruch auf Ästhetik, Differenzierungsvermögen und sprachliche Kultur bewusst und offensiv vertreten sollten und entsprechend – wie Sick – politisch-pädagogisch agieren müssten (S. 528).

Pikanterweise „will [Roggausch] die Beispiele [z. B. dass „Bevölkerung“, „Besiedlung“ und nicht „Einwohnerschaft“ bedeutet] nicht im Einzelnen kommentieren“ (2007: 527). Er hält „Sicks Intentionen für begründet, aktuell und nützlich“ (S. 527), da für ihn Maitz’ und Elspaß’ Meinung, „ein angemessener, normgerechter und funktionsfähiger Sprachgebrauch“ (S. 527) stelle sich bei MuttersprachlerInnen von selber

ein, „eine verblüffende, von keinerlei Empirie, nicht einmal vom ersten Augenschein gestützte Behauptung“ ist (S. 528).

[Denn w]er den realen Sprachgebrauch von Kindern und Jugendlichen, von Abiturienten und Studierenden, auch von Erwachsenen außerhalb der intellektuellen Milieus, selbst von Journalisten und Fernsehmoderatoren anschaut, der sieht nun wahrlich überall deutliche Defizite. (S. 528)

Roggausch meint damit also alle außer der Intelligenzija der Mittelklasse, zu der Roggausch natürlich selbst gehört, besonders aber Jugendliche und JournalistInnen, deren schlechtes Deutsch allerdings nicht erst seit Roggausch, sondern spätestens seit Nietzsche und Schopenhauer als mangelhaft und fahrlässig bezeichnet wird. Als „Beispiel“ führt Roggausch an:

Grammatische Fehler, unzureichendes mündliches Ausdrucksvermögen, klischeehafte Sprache und Mangel an Differenzierungsvermögen, eine mündliche Aussprache, die selbst schlichten pragmatischen Zwecken kaum genügt, schon gar nicht einem etwas weitergehenden intellektuellen Anspruch. (S. 528)

Diese Sorgen sind natürlich ganz leicht in dreierlei Hinsicht zu enthebeln:

- (1) Roggausch erbringt keinerlei Beispiele, so dass es völlig unklar ist, was er mit Bezeichnungen wie „klischeehafte Sprache“ (ist dies selbst ein „klischeehafter Ausdruck“?) meint.
- (2) Die aufgelisteten Problembereiche gehören zur altehrwürdigen Liste der ‚Fehler‘, die bereits seit Jahrhunderten immer wieder angekreidet werden – sollte es sich hierbei tatsächlich um sprachliche Mängel handeln, müsste das heutige Deutsch bereits seit Generationen verdorben sein (vgl. Davies & Langer 2006).
- (3) In Ermangelung empirischer Studien bleibt es Spekulation, aber es ist durchaus anzunehmen, dass Sicks Werke nicht von Betroffenen, also SprecherInnen eines unroggauschischen Deutsch, sondern von ihm Ähnlichgesinnten rezipiert werden, d. h. dass Sick keine wirklich praktische Sprachveränderung in Richtung höherer Standardnähe erwirkt, sondern nur zur Belustigung von StandardsprecherInnen über das schlechte Deutsch anderer führt.

Pseudowissenschaftliche Aussagen wie „Fachleute sagen, dass ein Drittel der Hauptschulabsolventen wegen Defiziten [man beachte hier den Gebrauch des Dativs nach wegen!, N. L.], die auch sprachlicher Art sind, nicht ausbildbar seien“, sind kaum belegbar, da viel zu vage (was bedeutet „ausbildbar“, was bedeutet „auch“), lesen sich aber gut und sind auf den ersten Blick überzeugend. Weiter unten lesen wir dann etwas von „zunehmende[n] gesamtgesellschaftliche[n] Verwahrlosungstendenzen“ (S. 528), als ob es die Sorge um Gesundheitswesen, Kriminalitätsraten, Arbeitslosigkeit, Bildungschancen, Disziplin, Pünktlichkeit, gutes Benehmen nicht schon immer gegeben hätte. Aus diesem Grund argumentiert Roggausch dringend für eine „normgestützte Spracherziehung, Sprachpflege und Sprachpädagogik“. Auf den Bereich DaF bezogen führt Roggausch aus:

[D]ie muttersprachliche Ausbildung von Kindern und Jugendlichen sowie die Ausbildung von Deutschlehrern sind längst Felder, auf denen von homogener Muttersprache nicht mehr die Rede sein kann. (S. 529)

Aufgrund der hohen Zahl von NichtmuttersprachlerInnen des Deutschen in deutschen Schulen müsse man, so Roggausch, auch DaF-Elemente in der DeutschlehrerInnenausbildung berücksichtigen, wobei bereits in vielen Ländern im Ausland in den „meisten Fällen die Ansprüche an normgerechte Sprachbeherrschung deutlich höher sind als bei uns in Deutschland“ (S. 530).⁵

Roggausch spricht also nicht vom klassischen Fall des DaF-Unterrichts im Ausland, sondern vielmehr von der Situation im Inland (Deutschland? Oder auch Österreich, Schweiz, Luxemburg usw.?). Roggausch selbst ist auch kein praktizierender DaF-Lehrer. Wie jedoch erscheint der Zustand der deutschen Sprache denjenigen, die tatsächlich mit der Aufgabe konfrontiert sind, LernerInnen ein muttersprachliches Deutsch zu vermitteln? Inwieweit ist es erlaubt oder sogar wünschenswert, ein monolithisches Bild der Sprachsituation vorzuführen, um den/die LernerIn vor Verwirrung zu schützen? Oder sollte nicht vielmehr, wie Durrell argumentiert, ein realitätsnäheres Bild der Sprech- und Registervielfalt vermittelt werden?⁶

3. Die Umfrage

Um zu überprüfen, inwieweit die Forderung nach einer variationslosen Zielsprache auch von praktizierenden DaF-LehrerInnen geteilt wird, haben Martin Durrell und ich in einer kleinen Umfrage in der britischen und irischen Germanistik genau dieses Thema angesprochen. Im Frühjahr 2004 verschickten wir Fragebogen an alle KollegInnen auf den britischen Inseln, in denen wir wissen wollten, in welchem Ausmaß regionale, soziolektale und sprechsprachliche Varianz in der Performanz von Studierenden begrüßt, akzeptiert oder korrigiert werden würde, sowie inwiefern die Lehrenden für eine Akzeptanz von gewissen Varietäten – nicht nur einzelner Konstruktionen – plädieren. Der Fragebogen bestand somit aus drei Teilen: (1) Bewertung von Beispielsätzen im schriftlichen Sprachge-

5 Diese Art von gesellschaftlicher Kritik ist wohlbekannt und wurde von den britischen Soziolinguisten James und Lesley Milroy als „complaint tradition“ bezeichnet (Milroy & Milroy 1999). Eine Sammlung von Aufsätzen zu diesem Thema in Bezug auf den britischen Sprachraum findet sich in Bex & Watts (1999).

6 Roggausch lud mit seiner Antwort auf Maitz und Elspaß (2007) ausdrücklich zu einer Diskussion ein, die dann in Beiträgen von Vilmos Ágel und Werner König in *Info Daf* 35 geführt wurde.

brauch von Studierenden, (2) Bewertung von Beispielsätzen im mündlichen Sprachgebrauch von Studierenden und (3) Akzeptanz von in einer Liste aufgeführten regionalen und nationalen Varietäten.

Die Resonanz war einerseits ermutigend, denn 77 ausgefüllte Fragebogen wurden zurückgeschickt.⁷ Andererseits waren die meisten unserer InformantInnen (56 von 77) deutsche MuttersprachlerInnen und nicht wenige der Englischsprachigen waren beruflich aktive SprachwissenschaftlerInnen, also für unsere Zwecke eher befangen, da linguistisch ausgebildet und praktizierend. Unsere Ergebnisse sind also unter Umständen nicht repräsentativ für die gesamte Auslandsgermanistik in Großbritannien und Irland, da eine sehr wichtige Zielgruppe, nämlich die nicht linguistisch geschulten Englischsprachigen, die in vielen Instituten vor allem in Bezug auf die Bewertung der fremdsprachlichen Kompetenzen den Ton angeben, nur relativ gering vertreten ist. Dennoch glauben wir, dass unsere Daten ernstzunehmende Ergebnisse zu Einstellungen der Lehrenden zu den standardsprachlichen Normen und deren Status und Distribution im Unterricht und in der Bewertung der studentischen Leistungen liefern. Dabei fällt auf, dass auch diejenigen KollegInnen mit fortgeschrittener sprachwissenschaftlicher Vorbildung eine – teilweise durchaus bewusste – Diskrepanz aufweisen zwischen dem, was sie im praktischen Sprachunterricht von ihren Studierenden erwarten, und dem, worüber sie in linguistischen Seminaren diskutieren.

Den InformantInnen wurden 14 bzw. 16 Beispielsätze (schriftlich/mündlich) in Form eines Fragebogens in zwei Sektionen gegeben, die sie danach beurteilen sollten, ob sie sie im schriftlichen bzw. mündlichen Sprachgebrauch ihrer Studierenden akzeptieren würden. Unsere Beispielsätze beinhalteten jeweils eine oder mehrere Konstruktionen oder Aussprachevarianten, die von der Schriftnorm abwichen. Zusätzlich gab es zwei bis drei Sätze, in denen sehr schriftsprachliche Konstruktionen (z. B. Konjunktiv in indirekter Rede) für den mündlichen Gebrauch benutzt wurden. In der Wahl unserer Konstruktionen haben wir uns mehr oder weniger darauf gestützt, was wir über normgemäße und normbrechende Konstruktionen wissen. Jedoch sind alle Konstruktionen solche, die von MuttersprachlerInnen in formellen und informellen Situationen tagtäglich gebraucht werden; wir haben also keine grammatikalischen Fehler aufgenommen, wie sie uns natürlich im normalen DaF-Alltag ständig begegnen. Diese methodologisch möglicherweise etwas lockere Herangehensweise hat sich aber nicht als Problem erwiesen, wie die Reaktionen der InformantInnen zeigen. Wie oben schon erwähnt, ging es uns nicht so sehr

⁷ Wenn im Folgenden mit Prozentzahlen gearbeitet wird, wenn die Belegzahlen $n < 100$ sind, geschieht dies aus Gründen der Verständlichkeit. Ich bin mir der Problematik des Interpolierens von Prozentzahlen bei Belegsätzen $n < 100$ bewusst.

darum, ein akkurates und repräsentatives Bild des studentischen DaF-Deutsch zu geben, sondern vielmehr darum, die Reaktionen der SprachnormvermittlerInnen auf nicht normkonforme Produktionen zu ermitteln. Dass eine Fragebogenaktion immer etwas Künstliches an sich hat, liegt in der Natur der Sache – die Kommentare und Antworten auf den ausgefüllten Fragebogen bestätigen uns jedoch in unserer Hoffnung, dass für unsere Zwecke wertvolle Angaben elizitierbar waren.

Insgesamt haben die meisten LehrerInnen zu allen Sätzen etwas zu sagen gehabt, entweder in Gestalt einer kritischen Anmerkung, einer Unterkrügelung oder eines Häkchens, um Einverständnis zu demonstrieren. Man muss aber natürlich immer berücksichtigen, dass es auf Grund der mangelnden Interaktionsmöglichkeit zwischen Interviewer und InformantInnen zu Missverständnissen gekommen sein kann – dies lässt sich indirekt daraus ableiten, wenn InformantInnen selbst dann Korrekturen angeben, wo dies überhaupt nicht (sinnvoll) möglich ist; z. B. bemängeln zwei Informanten die Position von „gestern“ im folgenden Beispiel, das eigentlich die Kasusreaktion von „trotz“ testen sollte:

Trotz dem schrecklichen Regen gestern haben sie eine Wanderung gemacht.
(schriftlich)

Die vorgeschlagene Änderung zu

Trotz dem schrecklichen Regen haben sie gestern eine Wanderung gemacht.
würde aber in einer recht unterschiedlichen satzsemantischen Lesart resultieren. Als Auswerter unterliegen wir hier natürlich immer einem gewissen Spekulationszwang. Als zweites Beispiel möge das Folgende dienen:

Den hatte sie aber in letzter Zeit nicht mehr gesehen. (schriftlich)

Dieser Satz wurde von einigen InformantInnen als nicht vollständig bemängelt, da er angeblich nur als unselbständiger Nebensatz zu analysieren sei. Dies ist natürlich nicht der Fall – der Satz ist keinesfalls ein Nebensatz, wie die Verbstellung zeigt. Vielmehr wird der (gesprochen-sprachliche?) Gebrauch von „den“ als Demonstrativpronomen die InformantInnen irritiert haben.

4. Die Konstruktionen im Einzelnen

Schriftlicher Sprachgebrauch

Es folgt eine vollständige Liste unserer Beispielsätze, jeweils mit einer kurzen Zusammenfassung der Kommentare und Korrekturen seitens unserer InformantInnen. Die folgenden Sätze wurden in Bezug auf die Bewertung schriftlicher Leistung zur Diskussion gestellt und wie folgt kommentiert:⁸

(1) „Der Kaiser kriegte gestern einen versiegelten Brief aus Sachsen.“

Ziel: Gebrauch von „kriegten“

Satz wurde 3 Mal nicht korrigiert.

Alle anderen InformantInnen belegten den Gebrauch von „kriegte“ mit *umgangssprachlich, colloquial, sprechsprachlich* oder *Stil!* und hielten dies z. T. für falsch oder zumindest unschön. Als Verbesserung wurde in den meisten Fällen *erhielt*, häufig aber auch *bekam* oder beides vorgeschlagen.

(2) „Sie fragte den Polizist, wo sie hinfahren sollte.“

Ziel: Flexion des schwachen Maskulinums „Polizist“

Satz wurde 11 Mal nicht korrigiert.

59 Befragte bemängelten den Gebrauch von „Polizist“ statt „Polizisten“ und neun korrigierten „sollte“ zu *solle*. Weiterhin gab es eine Handvoll, die *wobin* statt „wo ... hin“ erwarten würden. Interessant ist wohl der Kommentar *würde ich nicht korrigieren, ist inzw. weitgehend akzeptiert*, der sich wohl auf das auffällige „Polizist“ bezieht. Wir sehen hier, dass die -en-Suffixe bei den schwachen Maskulina durchaus noch als Norm aufgefasst werden, allerdings bei weitem nicht von allen!

(3) „Sie konnte nicht antworten, weil sie hatte die Frage einfach nicht verstanden.“

Ziel: „weil“ mit Verbzweitstellung im Schriftdeutsch

Dies ist die einzige Konstruktion, die von allen InformantInnen beanstandet wurde. Einige wenige bemerkten, dass dies eine mündliche Sprechweise sei; sie würden die Konstruktion im Schriftlichen aber auf jeden Fall korrigieren. Interessant ist auch der Kommentar *Satzstellung zunehmend in der Umgangssprache zu finden, wird garantiert im Rahmen einer nicht auszuschließenden Grammatikreform standardisiert; heute allerdings noch Endstellung des Praedikats bei „weil“*, was interessante Rückschlüsse auf das Verständnis von Sprachwandel und Sprachnorm bei diesem Informanten zulässt, denn eine Grammatikreform hat es selbstverständlich noch nie gegeben.

⁸ Die Instruktion auf dem Fragebogen lautete: „Lesen Sie sich bitte die folgenden Sätze durch und stellen Sie sich vor, einer Ihrer Studenten hätte sie in einer Übersetzung oder in einem Aufsatz *geschrieben*. Was würden Sie korrigieren bzw. an den Zeilenrand schreiben?“

(4) „Da wusste sie aber nichts von./Da konnte sie nichts mit anfangen.“

Ziel: „davon“/„damit“-splitting

Satz wurde 4 Mal nicht korrigiert.

Hier gab es nicht nur Kritisches, sondern auch drei InformantInnen, die den Satz explizit als akzeptabel befanden. Die große Mehrheit korrigierte jedoch wie erwartet „da ... von“ zu *davon*. Viele fügten hinzu, dass ersteres ein Registerfehler bzw. Stilfehler oder nur mündlich zu gebrauchen sei, wobei manche dieses mit *hängt vom Textzusammenhang ab* oder *Das würde ich nicht als falsch werten, es aber unterkringeln* qualifizierten.

(5) „Den hatte sie aber in letzter Zeit nicht mehr gesehen.“

Ziel: Demonstrativ statt Personalpronomen

Satz wurde 46 Mal nicht korrigiert.

Fairerweise muss gesagt werden, dass der mangelnde Textzusammenhang es nicht unbedingt klar macht, was hier gesucht wurde. 28 Befragte merkten jedoch sehr wohl an, dass der Gebrauch von „den“ statt *ihn ungewöhnlich, mündlich*, oder gar *unhöflich* sei.

(6) „Trotz dem schrecklichen Regen gestern haben sie eine Wanderung gemacht.“

Ziel: „trotz“ mit Dativrektion

Satz wurde 17 Mal nicht korrigiert.

60 InformantInnen korrigierten den Gebrauch des Dativs zum Genitiv. Interessant ist die Opposition der Kommentare *don't have a problem with trotz+ DAT* (and neither does Dreyer-Schmitt [eine in Großbritannien weit verbreitete DaF-Grammatik, N. L.], apparently) und *schriftlich unbedingt Trotz des...*, wobei sich die Zahl der explizit den Dativ akzeptierenden InformantInnen allerdings auf einige wenige beschränkte.

(7) „Das sollst du aber nicht wegen uns machen.“

Ziel: „wegen uns“ statt „unsertwegen“

Satz wurde 48 Mal nicht korrigiert.

Knapp die Hälfte, nämlich 29 InformantInnen, erwarteten hier ein *unsertwegen*, teils als *schriftlich unbedingt* oder nur *besser: unsertwegen*, wobei eine Handvoll auf die Kontextabhängigkeit (womit wohl Register gemeint ist) hinwies.

(8) „Annemarie trug ein rosanes Kleid und einen überkandidelten Hut in Ascot.“

Ziel: Flexion für „rosa“

Satz wurde 21 Mal nicht korrigiert.

56 InformantInnen korrigierten „rosanes“ entweder zu *rosa, rosarotes* oder *rosafarbenes*, wobei eine Vielzahl die Form nur unterkringelte und nicht als wirklichen Fehler wertete. Eine Reihe von DozentInnen beanstandete auch den Gebrauch von *überkandidelt* als *norddeutsch* oder *stilistisch unschön*, wobei sich hier eine Person auf den *Duden* bezog: *laut Duden umgangssprachlich*.

(9) „Eine Viertelstunde lang ist sie vor dem Rathaus gestanden, und es ist niemand gekommen.“

Ziel: „sein“ als Hilfsverb mit „stehen“

Satz wurde 32 Mal nicht korrigiert.

36 Befragte wünschten sich hier explizit *hat* statt „ist“. Der Gebrauch von „ist“ wurde als *süddeutsch, dialektal, bairisch* oder *österreichisch* klassifiziert, wobei nicht immer klar ist, ob dies deshalb als Fehler korrigiert oder zumindest unterkringelt werden würde. Eindeutige Bemerkungen wie *Ich kenne diese dialektale Variante, werte sie aber als gramm. Fehler* (entspr. Hinweis an Studenten) sind selten und weisen vielleicht auf eine gewisse Unsicherheit der Lehrenden hin, wie man mit dieser Konstruktion umzugehen habe. So können wir z. B. aus *haben/sein Variation wird im ersten Jahr angesprochen* nicht schließen, ob es den Studierenden erlaubt sein würde, die süddeutsche Konstruktion selbst anzuwenden.

(10) „Es hatte stark geregnet, und die Trottoirs waren endlich nicht mehr so staubig.“

Ziel: „Trottoir“ statt „Bürgersteig“

Satz wurde 47 Mal nicht korrigiert.

Nur 29 Befragte korrigierten den Gebrauch von „Trottoir“ als *nur regional, Schweizerisch, Schwäbisch* und *Berlinisch*. Interessant ist auch der Kommentar *unterkringeltes Trottoir, ok wenn alles andere auch österreichisch ist*, der auf die wohl weit verbreitete Meinung hinweist, dass Regionales und Nicht-Deutschländisches dann akzeptabel ist, wenn es ‚konsequent‘ durchgeführt wird.

(11) „Hast du auf meine Bitte vergessen?“

Ziel: „vergessen“ mit „auf“

Satz wurde 15 Mal nicht korrigiert.

62 InformantInnen strichen kommentarlos das Wort *auf* oder brachten Verwirrung zum Ausdruck: *Hilfe! Verstehe diesen Satz nicht!* oder und nur wenige erkannten, dass dies eine vollkommen übliche österreichische Variante ist: *Regionalismus; kontextabhängig oder als Fehler zu zählen oder österreichisch; nicht als Fehler gewertet, aber mit Hinweis*. Dieser Befund ist vor allem vor dem Hintergrund der allgemeinen Bewertung des Österreichischen interessant (s. u.) und lässt darauf schließen, wie wenig die Besonderheiten des österreichischen Standards in Deutschland bekannt sind.

(12) „Karen ist zusammen mit der Angelika gekommen, und nun erfreuen sie sich an dem leckeren Essen.“

Ziel: bestimmter Artikel mit Eigennamen

Satz wurde 14 Mal nicht korrigiert.

63 Befragte beanstandeten den Gebrauch des bestimmten Artikels als unelegant, Registerfehler oder nur mündlich akzeptabel. Bemerkenswert ist folgender, wohl ziemlich abenteuerlicher Kommentar: *Variante mit Artikel ist mir bekannt (urspr. aus dem Westen Dtds., inzwischen auch in den Osten exportiert – möglicherweise Ausdruck von übertriebenem Ego- und Individualismusehabe: hier fehlt mir der Artikel vor Karen, um das Bild „rund“ zu machen). Fehler*, der auf eine recht eigentümliche Vorstellung von Sprachwandel schließen lässt.

(13) „Das Brett war ein Meter breit, passte aber nicht durch die enge Türöffnung.“

Ziel: Kasusreaktion von adverbialer Funktion von *breit*

Satz wurde 30 Mal nicht korrigiert.

Nur 47 Befragte korrigierten „ein“ zu *einen* bei *Meter*, dessen Akkusativ durch die adverbiale Funktion regiert wird.

(14) „Ich bin gerade am Zähneputzen – ruf mich später wieder an!“

Ziel: Progressivform mit „am“ + Verb

Satz wurde 31 Mal nicht korrigiert.

Der Gebrauch von „am“ wurde von 46 InformantInnen bemängelt und in der Regel durch *beim* ersetzt. Einige Kommentare weisen auf die regionale Markierung der Konstruktion hin und manche würden diese Form in informelleren Texten akzeptieren.

Wir können zumindest zwei Schlüsse aus diesen Reaktionen ziehen: Zum einen gibt es unter unseren Konstruktionen nur eine, die von allen InformantInnen als falsch bezeichnet wurde, nämlich „weil“ mit Verbzweitstellung. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass alle anderen Konstruktionen, die normalerweise als sozial oder regional markiert gelten, im britischen und irischen Hochschul-DaF-Unterricht von mehreren, häufig auch von vielen als dem Schriftdeutsch angemessen empfunden wurden, was wiederum Auswirkungen auf unser Wissen zur laienlinguistischen Vorstellung von Standarddeutsch hat. Zum anderen erkennen wir anhand wiederholter Aussagen, dass immer noch nationale Varianten, die nicht deutschländisch sind, von vielen als nicht akzeptabel oder standarddeutsch klassifiziert werden.

Mündlicher Sprachgebrauch

Es folgen nun die 16 Beispielsätze des mündlichen Sprachgebrauchs:⁹

(4) „Ich hab n'n Kaschten Bier g'kauft.“

Ziel: südwestdeutsches „Kaschten“ für „Kasten“ „und“ süddeutsches „g'kauft“ für „gekauft“; sprechsprachliches „n'n“ statt „einen“

Satz wurde 38 Mal nicht korrigiert.

Die meisten InformantInnen hatten keine Probleme mit diesen nationalen und regionalen Aussprachevarianten, die meisten anderen korrigierten „Kaschten“. Acht Befragte fanden diesen Satz *zu dialektal / umgangssprachlich* und einige wenige halten es für völlig unangemessen, regionale Färbungen durchgehen zu lassen: *Vorsicht mit Dialektimitation: Sprechen Sie Hochdeutsch oder Ich würde zu verstehen geben,*

⁹ Die genaue Instruktion auf dem Fragebogen lautete: „Lesen Sie bitte den folgenden Text und stellen Sie sich vor, einer Ihrer Studenten hätte ihn in einer *mündlichen* Sprachübung oder -prüfung so gesagt. Was würden Sie korrigieren, bzw. was würden Sie Ihrem Studenten sagen?“

dass ich nicht verstanden habe und um Wiederholung mit genauerer Aussprache bitte. Korrektur, aber locker und mit Humor.“

(5) „Gu’n Tach, Herr Professor.“

Ziel: norddeutsches „Tach“ für „Tag“

Satz wurde 46 Mal nicht korrigiert.

Für einige war diese Variante zu dialektal, wobei sich dann die Frage stellt, welcher Grad von Dialektalität für diese DozentInnen akzeptabel wäre, da „Tach“ ja nun wirklich recht weit verbreitet und wenig markiert ist. Interessant sind auch die (vereinzelten) Kommentare, die den Sprachgebrauch mit einer gewissen persönlichen Einstellung (Respektlosigkeit, Schlampigkeit) in Verbindung setzen: *guten Tach akzeptabel; mehr Abschleifung respektlos oder Nur bei Häufung solch schlampiger Aussprache würde ich den StudentIn mal zur Seite nehmen und darauf aufmerksam machen, dass diese Aussprache als Beleidigung aufgefasst werden koennte.*

(6) „Moin, Herr Professor.“

Ziel: norddeutsches ‚gemütliches‘ „Moin“

Satz wurde 36 Mal nicht korrigiert.

Das stärker norddeutsch und umgangssprachlich markierte „Moin“ wurde teilweise sehr positiv kommentiert: *würde lachen und mich freuen und schöner norddt. Gruss.* Aber auch hier finden wir eine Reihe von Befragten, denen der Ausdruck zu umgangssprachlich oder *zu flapsig* war, wobei hier häufiger auch der Adressatenbezug bzw. der Registerkontext angesprochen wurde: *Stilbruch; nur an einen Norddeutschen gerichtet akzeptabel.*

(7) „Isch war aber arsch enttäuscht.“

Ziel: mitteldeutsches „isch“ statt „ich“ und „arsch“ statt „arg“

Satz wurde 32 Mal nicht korrigiert.

Kritik an dem mitteldeutsch gefärbten „isch“ (statt „ich“) und „arsch“ (statt „arg“) wurde vor allem mit *zu dialektal, für Prüfung ungeeignet, Ich würde um Contenance ringen. Und dann hochdeutsch vorsprechen und nachsprechen lassen.* formuliert. Interessant, wenn auch nicht überraschend, ist auch, dass die DozentInnen und LektorInnen die Varianten sehr wohl geographisch einordnen konnten, allerdings waren sie sich dabei durchaus nicht einig; so wurde der Satz unterschiedlich als *Kölsch, Saarländisch, und Sächsisch*, eingeschätzt.

(8) „Sie kann nich kommen, weil sie ist krank heute.“

Ziel: „weil“ mit Verbzweitstellung im mündlichen Deutsch

Satz wurde 32 Mal nicht korrigiert.

Im Gegensatz zur schriftlichen Prüfung, in der „weil“ mit Verbzweitstellung von niemandem akzeptiert wurde, fanden 32 InformantInnen keine Mängel in diesem Beispielsatz. Korrekturen wurden aus zweierlei Gründen vorgeschlagen, entweder weil die Wortstellung zu umgangssprachlich oder informell sei oder aus eher sprachdidaktischen Gründen: *Wortstellung verbessern, da sie [die Studierenden, N. L.] dies meist auch schriftlich falsch machen und sich des Unterschieds in der Funktion nicht bewusst sind.* Reichlich obskur und wohl auf den oft dem Journalismus zugeschriebenen Sprachverfall hinweisend ist der folgende Kommentar: *Wir sind hier nicht im Fernsehen!*

(9) „Heuer hammer aber keine Aufsätze geschri'm.“

Ziel: österreichisches/süddeutsches „heuer“ statt „dieses Jahr“ und „hammer“ statt „haben wir“, sowie allgemein sprechsprachliches „geschri'm statt geschrieben“

Satz wurde 43 Mal nicht korrigiert.

Dieser Satz wurde von vielen für Österreichisch gehalten und zum Teil als zu dialektal, zum Teil als *besonders gut* eingeschätzt. 43 InformantInnen würden diesen Satz in einer Prüfung akzeptieren, andere nur im Unterricht, wieder andere erbateten sich eine *deutlichere* Aussprache für „ham“ und „geschri'm“.

(10) „Der kommt heut sicher nich.“

Ziel: „der“ statt „er“, sowie nördliche Aussprache von „nich“ statt „nicht“

Satz wurde 54 Mal nicht korrigiert.

Dieser Satz enthält drei Varianten, die in der gesprochenen Sprache eigentlich nicht markiert sind („der“, „heut“, „nich“), von den Lehrenden aber trotzdem nicht durchgängig akzeptiert wurden. Allerdings fanden immerhin 54 keine Beanstandungen, die bei den anderen vor allem aus *zu umgangssprachlich* und der Korrektur von „nich“ zu *nicht* bestand.

(11) „So'n Typ kann ich nich leiden.“

Ziel: Flexion für schwaches Maskulinum „Typ“

Satz wurde 51 Mal nicht korrigiert.

Uns ging es in diesem Beispielsatz vor allem um die fehlende Flexion des schwachen Maskulinums, die in der Tat nur von einer Person beanstandet wurde. Von den 26 InformantInnen, die diesen Satz korrigieren würden, bemängelten die meisten den Gebrauch von „so'n“ sowie von „Typ“, da diese Wortwahl für den Universitätsgebrauch ungeeignet sei.

(12) „Mit was hat sie das geschrieb'n?“

Ziel: „womit“ statt „mit was“

Satz wurde 49 Mal nicht korrigiert.

Dass 49 InformantInnen den Gebrauch von „mit was“ (statt „womit“) akzeptierten, fanden wir überraschend, da wir diese Konstruktion als recht auffällig und sozial markiert eingeschätzt hatten.

(13) „Wir kommen, wenn's mi'm Geld klappt.“

Ziel: Gebrauch von „klappen“, sowie sprechsprachliches „wenn's“ statt „wenn es“ und „mi'm“ statt „mit dem“

Satz wurde 51 Mal nicht korrigiert.

Hier war das Ziel, die Akzeptabilität des Wortes „klappen“ zu untersuchen, dessen Gebrauch allerdings nur von einer Gewährsperson beanstandet wurde. Die Mehrheit war mit diesem Satz zufrieden, die anderen kritisierten ihn vor allem als *zu umgangssprachlich* oder *für eine Prüfung ungeeignet*.

(14) „Das hab ich scho(n) wieder nich ganz mitgekriegt von dem Professor.“

Ziel: Gebrauch von „kriegen“ und Ausklammerung

Satz wurde 47 Mal nicht korrigiert.

30 InformantInnen korrigierten vor allem den Gebrauch von „kriegen“ (statt z. B. „verstehen“), aber auch die Wortstellung des nicht satzfinalen Partizips sowie den allgemeinen *Stil*.

(15) „Felix sagte mir gestern Abend, er komme heute erst um dreizehn Uhr.“

Ziel: schriftsprachlicher Gebrauch von Konjunktiv in indirekter Rede

Satz wurde 55 Mal nicht korrigiert.

Im Gegensatz zu den Beispielen bisher sind die Sätze (15) und (16) auffallend schriftsprachlich und würden im mündlichen Sprachgebrauch so nicht vorkommen, zumindest nicht unmarkiert. Unsere InformantInnen sahen mehrheitlich keine Probleme mit diesem Satz, aber manche hielten ihn auch für *künstlich, gestelzt* oder *zu formal*. Aussagekräftig sind aber auch die Einschätzungen *Lob!*, *prüfungsfähig* und *schöner Konjunktiv*, die von einer antiquierten Idealvorstellung mündlicher Leistung zeugen.

(16) „Wegen des starken Regens war es uns leider unmöglich, am Wochenende eine Wanderung im Gebirge durchzuführen.“

Ziel: schriftsprachliche Genitivrektion von *wegen*

Satz wurde 43 Mal nicht korrigiert.

Auch dieser Satz wurde von einer Mehrheit akzeptiert und von manchen als besonders gelungen gelobt, aber wir fanden auch eine Reihe von Kommentaren, die den Satz als zu schriftlich oder gestelzt einschätzten oder sogar wie folgt kommentierten: *Verdacht auf auswendig gelernten Text*.

(17) „Sie sitzt neben dem Tisch, wo die Blumen drauf stehen.“

Satz wurde 46 mal nicht korrigiert.

Ziel: gesprochen sprachlicher Gebrauch von *drauf*, besonders in Verbindung mit *wo* als Relativpronomen

Nur zwei Personen empfanden diesen Satz als inkorrekt oder ungrammatisch, während die anderen ihn als zu umgangssprachlich einschätzten oder einfach das „wo...drauf“ kommentarlos in ein *auf dem* änderten. Die Mehrheit allerdings korrigierte nichts.

(18) „Franz hat mir gesagt, er kommt heute nicht.“

Satz wurde 66 Mal nicht korrigiert.

Ziel: Indikativ in indirekter Rede

Im Gegensatz zu (15) enthält dieser Satz eine indirekte Rede im Indikativ, die von den allermeisten unserer Gewährspersonen nicht korrigiert wurde. Einige wenige fanden den Satz zu informell oder wünschten sich Konjunktiv I, aber es gab auch InformantInnen, die diese Version explizit als *mündlich richtig* empfanden.

(19) „Hast du das Buch schon gelesen gehabt?“

Satz wurde 35 mal nicht korrigiert.

Ziel: Doppelperfektkonstruktion

Diese Doppelperfektkonstruktion wurde nur von knapp der Hälfte der InformantInnen akzeptiert, obwohl sie durchaus im gesamten deutschsprachigen Gebiet belegt ist. Viele beurteilten sie als *Süddeutsch, Bairisch* oder *Österreichisch*, und

andere hielten sie insgesamt für völlig inakzeptabel: *Diese doppelten Perfektbildungen hört man, sollte man aber nicht nachahmen.*

Insgesamt lässt sich aus diesem Teil der Befragung schließen, dass die Toleranz in Bezug auf regionale Varianten im mündlichen Bereich weitaus größer ist als im schriftlichen. Die Befragten unterschieden sich dabei sehr stark voneinander: Manche (wenige) ließen alles durchgehen, für andere (wenige) war keinerlei Variation erlaubt. Der Großteil lässt sich in zwei ungefähr gleich große Gruppen von ca. 20-30 Personen teilen, die entweder die allermeisten Varianten als akzeptabel empfanden oder als zu informell, umgangssprachlich oder regional korrigieren würden. Hierbei gilt es unbedingt darauf hinzuweisen, dass die Methode der Datenerhebung, gerade beim Abfragen hypothetischer Korrekturen im Mündlichen, keineswegs realistische Aussagen über tatsächliche Korrekturen zulässt: Gewisse ‚Varianten‘ wie *geschri'm* oder *so'n* sind natürlich keine wirklichen Varianten, sondern absolut gängige und unmarkierte Aussprachen von „geschrieben“ und „so ein“. Wenn InformantInnen dann aussagen, dass sie dies korrigieren würden, ist dies sicherlich nicht glaubwürdig; vielmehr weist es darauf hin, wie weit das Schriftbild die Einschätzung des Hochdeutschen beeinflusst. Als überwältigendes Ergebnis lässt sich aber auf jeden Fall festhalten, dass die Vorstellungen darüber, was richtig, angemessen und akzeptabel ist, in fast allen Fällen weit auseinander liegen und dass sich somit die Idee der uniformen Zielsprache nicht in der Praxis niederschlägt, wenn natürlich auch jeder einzelne Lehrende überzeugt sein mag, dass die von ihm/ihr erlaubten oder korrigierten Konstruktionen von allen KollegInnen im Lande genauso akzeptiert oder geahndet werden.

5. Richtlinien in Instituten

Nachdem wir nun die praktischen Korrekturen bei Varianten behandelt haben, soll in den nächsten zwei Abschnitten auf das „Metawissen“ über Variation und Varietäten eingegangen werden. Offizielle Richtlinien, wie man mit sprachlicher Varianz umzugehen habe, gibt es laut Fragebogen in einer bindenden, festgeschriebenen Form in wohl keinem Institut. Die Germanistik am University College London scheint eine wahre Ausnahme zu sein, denn im dortigen *Handbook* heißt es im Abschnitt zur mündlichen Abschlussprüfung: „Regional variation in accent, vocabulary and expression is acceptable.“

Allerdings gibt es in mehreren Departments „mündliche [...] Übereinkommen“ und es wird von „relative[r] Toleranz“, einer generellen Anerkennung regionaler Varianten und einer „gewisse[n] Offenheit“ gespro-

chen. Daneben wird in mehreren Departments das Österreichische explizit als akzeptabel anerkannt, wobei dies sicherlich mit der Präsenz von österreichischen LektorInnen zusammenhängen kann.¹⁰ Allerdings scheint eine solche Varietätenvielfalt nicht von allen KollegInnen geteilt zu werden:

Während wir Deutschen uns so neutral wie möglich verhalten (Toleranz!), scheint das Österreichische, welches es ja als solches gar nicht gibt, regelrecht in die Studenten hineingedroschen zu werden.

versus

Norddeutsche Lektoren akzeptieren süddeutsche/österreichische Varietäten nicht.

Als weiteren Punkt zu diesem Abschnitt möchten wir auf die wiederholte Aussage hinweisen, dass regionale Varietäten zwar akzeptiert würden, aber nur in einer homogenen Form,¹¹ wie z. B. die Bemerkung „Varietäten müssen einheitlich sein, also nicht wienerisch und sächsisch verwischen“ zeigt. Obwohl irgendwie klar ist, was hiermit gemeint ist, so ist das Konzept der eindeutig und tatsächlich abgrenzbaren und definierbaren Varietäten inhärent problematisch und nicht tatsächlich anwendbar (vgl. die Aufsätze in diesem Band zur Problematik der Bezeichnung von Raum in der Sprachwissenschaft und der Laienlinguistik).

Was die Meinung zu Sprachvarietäten innerhalb des Departments angeht, so äußerten sich die meisten zuversichtlich und sagten, dass man sich in der Regel einig sei. Allerdings gebe es in einigen Instituten Divergenzen zwischen Briten und Deutschen, wie die folgenden Kommentare darlegen:

Es gibt ein paar (britische) Kollegen, die konservativer sind.

Englischsprachige Tutoren wollen immer nur ‚richtig oder falsch‘, ganz binär.

Es kommt mir aber vor, dass ‚native speakers‘ [des Deutschen?, N. L.] in Bezug auf regionalen Einfluss oft intolerant sind.

Ähnliches gilt für SprachwissenschaftlerInnen vs. LiteraturwissenschaftlerInnen:

Die Literaturwissenschaftler legen mehr Wert auf sog. ‚guten Stil‘ und sprechen auch oft von einer vermeintlichen ‚Sprachschönheit‘. So kann es zu Problemen beim Korrigieren kommen, wenn ein Linguist Erstkorrektor und ein Literaturwissenschaftler Zweitkorrektor ist. Das ist mir gerade erst passiert.

10 Aber vgl. den folgenden Kommentar (aus dem allgemeinen Teil des Fragebogens): „Da wir eine österreichische Lektorin haben und die Landeskunde Österreichs unterrichten, müssen wir auch die Sprache Österreichs akzeptieren.“

11 Vgl. auch den folgenden Kommentar zum allgemeinen Teil: „Schweizer und österreichische Eigenarten im Schriftdeutschen sind erlaubt, sollten aber dann konsequent angewandt werden. Mündlich sind Dialektformen und Ähnliches dann ok, wenn sie in den natürlichen Sprachfluss passen. Studenten, die mal hier, mal da einen dialektalen Ausdruck ausleihen, würden darauf hingewiesen, dass es besser wäre, konsequent zu sein.“

Wir sehen also, dass unterschiedliche Anschauungen über die Zielsprache auch in der Prüfungspraxis zum Ausdruck kommen, und zwar nicht nur in Bezug auf die Wertung der Richtigkeit von muttersprachlichem und nichtmuttersprachlichem Deutsch, sondern auch hinsichtlich der Angemessenheit weit verbreiteter Varianten. Dies ist als solches nicht überraschend, aber es ist schon auffällig, dass von Studierenden erwartet wird, regionale und umgangssprachliche Varianten vor allem in formellen Kontexten wie z. B. Prüfungen zu unterdrücken, wenn, wie es scheint, dies weder im Unterricht thematisiert, noch von allen KollegInnen gleich eingeschätzt und sanktioniert wird.

6. Varietäten in der Sprachprüfung

Im letzten Abschnitt des Fragebogens wollten wir ermitteln, ob die Lehrenden zwischen verschiedenen regionalen Varietäten unterscheiden. Wir fragten, ob das Österreichische und das Schweizerhochdeutsche¹² in schriftlichen Prüfungen akzeptiert würde:

Würden Sie folgende Varietäten für einen Final-Year-Student in der schriftlichen Sprachprüfung akzeptieren?

österreichisches Hochdeutsch	57 JA /12 NEIN
Schweizerhochdeutsch	48 JA /18 NEIN

Das zeigt also, dass sich die große Mehrheit der Befragten in der Lage fühlt, diese Varietäten zu erkennen bzw. ihre Varianten zu akzeptieren. Aber vergleichen wir diese allgemeinen Statements der Lehrenden mit ihren Korrekturvorschlägen, so bildet sich ein anderer Eindruck:

Es hatte stark geregnet, und die Trottoirs waren endlich nicht mehr so staubig.

Das Wort „Trottoir“, das hier stellvertretend für Schweizerhochdeutsch steht,¹³ wurde relativ häufig korrigiert, und zwar in der überwältigenden Mehrheit von denjenigen, die später dann aussagten, dass sie Schweizerhochdeutsch akzeptieren würden. Und selbst der Umkehrschluss funktioniert. Viele derjenigen, die Nein zu Schweizerhochdeutsch sagten, akzep-

12 Beides sind natürlich höchst problematische Begriffe, die aber nur von wenigen beanstandet wurden – unsere Studie bewegt sich ja im Wesentlichen im Feld der folk linguistics, also der laienhaften Reflexion zur Sprache, nicht der tatsächlichen Sprachrealität, und deshalb ist es akzeptabel oder sogar wichtig, ‚normale‘ Begriffe zu verwenden, auch wenn diese dem modernen Erkenntnisstand der Forschung nicht entsprechen.

13 Pikanterweise ist „Trottoir“ im erst kürzlich erschienene Wörterbuch *Deutsch als Fremdsprache* (Günter Kempke [Hg.], 2000, Berlin: de Gruyter) überhaupt nicht aufgeführt. Das *Duden Universalwörterbuch* (3. Aufl., 1996) notiert lediglich „landschaftlich, sonst veraltet“ und nur das *Variantenwörterbuch des Deutschen* (2004: 804) formuliert genauer, indem „Trottoir“ als Schweizerdeutsch und Süddeutsch markiert wird.

tierten „Trottoir“ ohne Kommentar. Was sagt uns das? Was NormenvermittlerInnen programmatisch von sich behaupten, stimmt nicht unbedingt mit ihrem Korrekturverhalten überein. Dies liegt wohl vor allem daran, dass es gewisse Vorstellungen über die Existenz und Ausprägung sprachlicher Varietäten gibt, die aber nur auf Eindrücken beruhen – alle ‚wissen‘, dass Schweizerdeutsche immer *-iitli* sagen und bei der Aussprache gewisser Laute im Hals kratzen, aber wer (in Nord- und Mitteldeutschland) weiß schon, was ein „Velo“ ist. Dasselbe gilt für Österreich (und im Umkehrschluss natürlich auch für Bundesdeutsch), z. B. mit den berühmten „Erdäpfeln“, „Paradeisern“ und mittelalterlichen Diphthongen („liab“ für „lieb“ und „guot“ für „gut“), aber der österreichische Gebrauch von „vergessen auf“ oder die Semantik von „Kasten“ (= bundesdeutsch „Schrank“) werden als falsch angestrichen. In vielen Fällen ist dies wohl eher mit Ignoranz als mit Arroganz zu begründen (aber vgl. Ransmayr 2006). Österreichisch und Schweizerhochdeutsch haben in den Augen unserer InformantInnen eine echte Legitimität – und das wohl, weil sie Nationalstaaten repräsentieren – und sollten damit, so die Befragten, in ihrer Standardausformung auch in Prüfungen akzeptiert werden, wie diese Österreicherin zusammenfasst: „In der Prüfung sollte das Bemühen herrschen, eine Standardsprache zu sprechen, egal ob Bundesdeutsch, Österreichisch oder Schweizerhochdeutsch.“

Für die mündliche Akzeptanz regionaler (nicht nationaler) Varietäten scheint eine ähnliche Toleranz vorzuliegen. Nur ca. 15 % der Befragten lehnten regionale Varietäten in der mündlichen Prüfung vollständig ab, einige qualifizierten ihre Akzeptanz, indem sie es eine Frage des Ausmaßes der regionalen Färbung machten:

Stark regional bzw. sozial gefärbte Varietäten erscheinen unangemessen [...] leichte Färbungen sind natürlich akzeptabel, allerdings stellt sich die Frage, wo man die Grenze [...] zieht.

Lässt sich pauschal nicht beantworten; ist eine Frage des Ausmaßes.

Leichte Dialektfärbung in Aussprache okay, starke Abweichungen in Lexis und Grammatik, die zu Verständnisschwierigkeiten führen, nicht.

Akzeptieren ja, aber bei Überverwendung gäbe es eine Abwertung in der Stilnote; Österreichisch akzeptabel, je nachdem, wie ‚breit‘.

Aber im Vergleich zu den praktischen Korrekturen regionaler Varianten im Abschnitt zum mündlichen Sprachgebrauch erscheint doch die vorgebliche Toleranz überraschend. „Kaschten“ für „Kasten“, „Moin“ und „Tach“, „heuer“ und „hammer“ usw. wurden von der überwiegenden Mehrheit der Lehrenden korrigiert.

7. Schluss

Wir können aus den Antworten der Fragebogenaktion eine Reihe von Schlüssen ziehen:

(1) Die meisten DozentInnen und LektorInnen unterscheiden sehr wohl zwischen mündlichem und schriftlichen Deutsch, was sich besonders deutlich am Korrekturverhalten bei „weil“ mit Verbzweitstellung zeigt: Während niemand die Konstruktion in schriftlichen Arbeiten akzeptiert, blieb sie in einer mündlichen Prüfung von immerhin 32 InformantInnen (ca. 41 %) unkommentiert.

(2) Die Befragten geben sich in der Regel toleranter, als sie es tatsächlich sind. Während 74 % (57 Personen) angaben, das Österreichische und 62 % (48 Personen) das Schweizerhochdeutsche zu akzeptieren, wurden für diese Varietäten typische Varianten wie „ist gestanden“, „vergessen auf“ oder „Trottoir“ von den meisten korrigiert. Dies zeigt eine deutliche Diskrepanz zwischen einer allgemeinen Toleranz gegenüber Varietäten und einer spezifischen Intoleranz gegenüber Varianten, wobei phonologische und lexikalische Varianten in der Regel eher akzeptiert werden als morphologische und syntaktische.

(3) Das auffälligste Resultat dieser Untersuchung ist jedoch, dass die von DaF-ExpertInnen wie Götze, Adamcová und Roggausch geforderte und erwartete ‚variationslose Zielsprache‘, die sich an der Standardnorm orientiert, in der Praxis nicht vorhanden ist. Nur eine Konstruktion (von über 30) wurde von allen Befragten korrigiert („weil“ mit V2 im Schriftdeutschen), während die allermeisten Konstruktionen von mindestens einem Drittel der InformantInnen akzeptiert wurden. Dies bedeutet, dass das, was in Großbritannien und Irland als Deutsch gelehrt wird, von Lehrenden zu Lehrenden in seiner grammatikalischen, lexikalischen und phonologischen Substanz variiert, und zwar zum Teil sehr stark. Dies ist nicht bedenklich, da es in seiner Gesamtheit natürlich die sprachliche Realität im deutschsprachigen Raum viel eher wiedergibt als eine an der schriftlichen Norm orientierte Zielsprache. Nichtsdestotrotz gilt es aber zu bedenken, dass für jeden einzelnen Dozierenden andere Normen und Korrekturschwellen bestehen, was den Studierenden, aber wohl auch den Unterrichtenden, nicht immer klar sein wird.

8. Literatur

Adamcová, Livia. 2007. Phonetik und Orthoepie in der interkulturellen Kommunikation. In: Csaba Földes & Gerd Antos (Hg.). *Interkulturalität: Methodenprobleme der Forschung*. München: Iudicium. 3-14.

- Ágel, Vilmos. 2008. Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. In: *DaF* 35, 64-84.
- Ammon, Ulrich et. al. (Hg.). 2004. *Variantenwörterbuch*. Berlin: de Gruyter.
- Bex, Tony & Richard Watts (Hg.). 1999. *Standard English. The widening debate*. London: Routledge.
- Davies, Winifred. 2001. Standardisation and the school: Norm awareness and norm tolerance in the educational domain. In: *Linguistische Berichte* 188, 393-414.
- Davies, Winifred & Nils Langer. 2006. *The Making of Bad Language*. Frankfurt u. a.: Peter Lang.
- Drosdowski, Günther. 1996. *Duden Deutsches Universalwörterbuch*. 3. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.
- Durrell, Martin. 1999. Standardsprache in England und Deutschland. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 27, 285-308.
- Durrell, Martin. 2004. Variation im Deutschen aus der Sicht von Deutsch als Fremdsprache. In: *Der Deutschunterricht* 56/1, 69-77.
- Durrell, Martin. 2007. Zur (De-)Standardisierung des gesprochenen Deutsch. In: Jean-Marie Valentin (Hg.). *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005*. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang. 169-173.
- Götze, Lutz. 2001. Normen – Sprachnormen – Normtoleranz. In: *DaF* 38, 131-133.
- Götze, Lutz. 2003. Entwicklungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache – Normen – Deutsch als Fremdsprache. In: *Deutsch als Fremdsprache* 40, 131-134.
- Günthner, Susanne. 2002. Konnektoren im gesprochenen Deutsch – Normverstoß oder funktionale Differenzierung? In: *Deutsch als Fremdsprache* 39, 67-74.
- Hammer, Svenja. 2007. Rezension zu Bastian Sick 2006. In: *Info DaF* 34, 306-307.
- Hinnenkamp, Volker. 1982. *Foreigner Talk und Tarzanisch*. Hamburg: Buske.
- Kempcke, Günter (Hg.). 2000. *Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache*. Berlin: de Gruyter.
- König, Werner. 2008. Welche Normen? Wessen Normen? 15 Sätze zu Info DaF 34. In: *DaF* 35, 61-63.
- Langer, Nils. 2004. Frühe Fremdsprachengrammatiken als Vermittlerinnen deutscher Standardsprache. In: Klaus J. Mattheier & Haruo Nitta (Hg.). *Sprachwandel und Gesellschaftswandel. Wurzeln des heutigen Deutsch*. München: Iudicium. 223-243.

- Langer, Nils. 2007. Finding Standard German – Thoughts on Linguistic Codification. In: Christian Fandrych & Reinier Salverda (Hg.). *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen*. Tübingen: Gunter Narr. 217-240.
- Maitz, Péter & Stephan Elspaß. 2007. Warum der ‚Zwiebelfisch‘ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: *Info DaF* 34, 515-526.
- Milroy, James & Lesley Milroy 1999. *Authority in Language. Investigating Language Prescription and Standardisation*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Ransmayr, Jutta. 2006. *Der Status des österreichischen Deutsch an Auslandsuniversitäten*. Frankfurt u. a.: Peter Lang.
- Roggausch, Werner. 2007. Antwort auf Péter Maitz/Stephan Elspaß und Einladung zur Diskussion. In: *Info DaF* 34, 527-530.
- Sick, Bastian. 2004/2005. *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. (Teil 1 und 2). Köln: Kiepenheuer & Witsch.